

Achtung, Sperrfrist: Samstag, 4. Juni 2011, 16.30 Uhr! Es gilt das gesprochene Wort.

Impulsreferat

von Petra Bosse-Huber,
Vizepräsidentin der Evangelischen Kirche im Rheinland,

zur Veranstaltung

„Welche Kirchenreform brauchen wir?“

beim 33. Deutschen Evangelischen Kirchentag

am 4. Juni

Der Evangelist Lukas berichtet, dass Jesus zu Beginn seines Wirkens in der Synagoge in Nazareth aus der Schrift liest, aus dem Buch des Propheten Jesaja: „Der Geist des Herrn ist auf mir, weil er mich gesalbt hat, zu verkündigen das Evangelium den Armen; er hat mich gesandt zu predigen den Gefangenen, dass sie frei sein sollen, und den Blinden, dass sie sehen sollen, und den Zerschlagenen, dass sie frei und ledig sein sollen, zu verkünden das Gnadenjahr des Herrn.“ (Lk 4, 18f.)

Am Ende des Matthäus-Evangeliums finden wir Jesu Rede vom Weltgericht mit den bekannten Worten: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mir zu essen gegeben. (...) Ich bin ein Fremder gewesen, und ihr habt mich aufgenommen. (...) Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht. Ich bin im Gefängnis gewesen, und ihr seid zu mir gekommen. (...) Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ (Mt 25, 35f+40b)

Bibelworte wie diese beschreiben den Auftrag, zu dem christliche Gemeinden sich seit dem Urchristentum berufen fühlen. Dies ist die Sendung, die Mission, der die christlichen Kirchen sich verpflichtet wissen: die gute Botschaft in Wort und Tat zu verkündigen, von Gottes Gnade und Erlösung zu predigen und sich den Menschen so zu zuwenden, wie Jesus sich ihnen zugewandt hat.

Wie soll und kann die evangelische Kirche diesen Auftrag im 21. Jahrhundert erfüllen? Darum geht es im Reformprozess der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Wie kann sie diesem Auftrag gerecht werden in einer Gesellschaft, in der nicht nur die Kommunen vom sog. demographischen Wandel und von Finanzkrisen betroffen sind, sondern auch die Kirchen ebenso wie die Träger der freien Wohlfahrtspflege oder die klassischen Vereine.

Folgende Faktoren betreffen nicht nur Kirchengemeinden, sondern z.B. auch das Rote Kreuz, die Freiwillige Feuerwehr oder den Fußballverein in ihrem Dorf oder Stadtviertel und

Seite 2

verändern ihre Arbeit: weniger Kinder und Jugendliche kommen nach, mehr Menschen treten aus als ein und die Einnahmen gehen zurück. Außerdem engagieren sich zwar immer noch sehr viele Menschen ehrenamtlich, aber anders als früher, nämlich oft projektbezogen und weniger kontinuierlich.

Andere Herausforderungen sind spezifisch kirchlich und haben damit zu tun, dass sich die religiöse Bindung vieler Menschen verändert hat. Viele wachsen heute nicht mehr mit einer ausgeprägt christlichen Sozialisation auf oder stehen als Erwachsene dem christlichen Glauben und der Institution Kirche sehr kritisch gegenüber.

Die Kirchen sehen sich mit einer fortschreitenden Säkularisierung konfrontiert, auch wenn in der heutigen Gesellschaft auch starke religiöse Strömungen zu beobachten sind. Aber die religiös suchenden Menschen sind oftmals nicht an den kirchlich organisierten Formen von Glauben und Gemeinschaft interessiert

Die einzelnen Landeskirchen und die EKD als ganze rechnen in den nächsten 20 Jahren mit großen Veränderungen der Mitgliederzahlen und der Kirchensteuermittel – ganz grob gesagt bis 2030 mit einem Mitgliederschwund von 30 % und mit um bis zu 50% gesunkenen Kirchensteuermitteln.

Der Reformprozess in der EKD und in den Landeskirchen

Nicht nur die Evangelische Kirche in Deutschland, sondern auch die einzelnen Landeskirchen beschäftigen sich seit Jahren mit diesen Entwicklungen. In vielen Landeskirchen gibt es Ausarbeitungen von Arbeitsgruppen und Synoden, die formulieren, was die Vision für ihre Landeskirche, für ihre Gemeinden für das Jahr 2025 oder 2030 ist.

Denn darum geht es: um Visionen, um Pläne, die von Hoffnung und vom Vertrauen in Gott getragen sind.

Zur Vision gehört aber auch die genaue Analyse: Wo kommen wir her? Wo stehen wir heute? Was sind unsere Stärken angesichts der Herausforderungen und was sind unsere Schwächen?

Kirche der Freiheit

In die Reihe der Analysen und Formulierungen von Visionen gehört das Impulspapier „Kirche der Freiheit“, das 2006 von der Evangelischen Kirche in Deutschland veröffentlicht wurde.

Die „Kirche der Freiheit“, so die Überzeugung des Rates der EKD, ist die Kirche in der Tradition der Reformation: eine Kirche, die ihre Freiheit im Evangelium findet und die deswegen frei ist, sich in ihrer Zeit und an ihrem Ort immer wieder so zu verändern, dass sie die gute Botschaft zu den Menschen bringen kann. Die Kirche der Freiheit ist die „ecclesia semper reformanda“ – die Kirche Jesu Christi, die sich immer wieder reformieren lassen darf und muss.

Das Papier kam damals zur rechten Zeit, was daran zu sehen ist, wie kontrovers es diskutiert wurde. Von vielen Kommentatoren wurde es positiv gewürdigt, von noch mehr wurde es kritisch hinterfragt und manchmal regelrecht verrissen.

Es waren nicht in erster Linie die Analyse-Teile, die die heftigen Reaktionen hervorriefen, sondern die Teile, in denen die Visionen für die Zukunft und die Teilziele für den Weg dorthin beschrieben wurden.

Seite 3

In den Diskussionen wurde oft die Sprache des Papiers betont, die für den kirchlichen Raum ungewöhnlich war, weil sie zum Teil Begriffe aus dem Bereich der Unternehmensberatungen benutzte. Schnell wurde der Vorwurf laut, dass hier der Geist von Technokraten spürbar sei und dass die „wahre Sache“ von Kirche und Theologie verraten werde.

Ich habe viele der Anfragen an das Papier „Kirche der Freiheit“ verstanden, auch die Kritik an der Sprache oder am Konzept der regionalen Leuchtturm-Kirchen.

Aber gerade bei den lautesten Kritikerinnen und Kritikern drängte sich mir der Verdacht auf, dass selbst Worte wie „Qualität“ und „Ziele“ als „technokratisch“ gewertet wurden, um dann nicht länger bedenkenswert sein zu müssen.

Aber warum soll es schlecht sein, sich die Taufzahlen und die Austrittszahlen anzugucken und sich zum Ziel zu setzen, die einen zu erhöhen und die anderen zu senken? Erst wenn Ziele so deutlich und greifbar formuliert werden, kann auch überlegt werden, was eine Kirche oder eine Kirchengemeinde konkret dafür oder dagegen tun kann. Technokratisch werden quantitative und qualitative Ziele erst, wenn sie zu „heiligen Kühen“ werden. Vorher sind sie einfach Hilfsmittel und Werkzeuge für die Arbeit.

Das Papier „Kirche der Freiheit“ ist 2006 für eine breite kirchliche und nicht-kirchliche Öffentlichkeit der erste Berührungspunkt mit dem Reformprozess gewesen. Ich bin dankbar für die Diskussionen, die dieses Papier ausgelöst hat - das machte es möglich, dass auf Synoden, in Pfarrkonventen und in Gemeinden intensiv darüber gesprochen wurde, wie die Situation der Kirche damals aktuell aussah und wie sie in der Zukunft aussehen sollte.

Das Papier ist jetzt fünf Jahre alt. An vielen Stellen ist es weitergedacht und korrigiert worden. Der Reformprozess in der EKD und in den Landeskirchen hat sich natürlich weiter entwickelt.

Der Reformprozess ist ein Weg, auf dem die Kirchen sich mit den Herausforderungen dieser Zeit auseinander setzen, Stärken und Schwächen klar analysieren, Visionen entwickeln und dann die Pläne entwerfen, wie diese Visionen umgesetzt werden können.

Im Reformprozess geht es um zentrale Fragen.

1. Was ist Kirche?

Dahinter steht m.E. besonders die Frage nach der Volkskirche.

Kann und soll die evangelische Kirche in 20 oder 50 Jahren noch Kirche für eine große Gruppe von Mitgliedern und auch für viele Nicht-Mitglieder sein? Das Wesen der Volkskirche besteht gerade darin, dass die Kirche so viel Rückhalt in der Gesellschaft hat, dass sie in vielen Bereichen der Gesellschaft aktiv wirken kann, dass sie politische und wirtschaftliche Prozesse kritisch hinterfragt und besonders die Schwachen der Gesellschaft wie eine Anwältin unterstützt.

Nur eine starke Volkskirche kann sich z.B. in den Bundesländern für die religiöse Bildung in Kindergärten und Schulen oder den Sonntagsschutz einsetzen. Nur eine starke Volkskirche hat genug Gewicht, die Diskussion mit der Politik zu führen, etwa über Chancengleichheit für Jugendliche verschiedener Milieus, über Asylrecht oder Sterbehilfe.

Seite 4

2. Was ist Gemeinde?

Kirchengemeinden haben viele verschiedene Formen. Kirchliche Gemeinschaft hat viele Gesichter. Es gibt die klassischen Dorfgemeinden, in denen Pfarrer und Pfarrerrinnen Familien in mehreren Generationen begleiten, von der Urgroßmutter bis zum Enkelsohn.

Es gibt City-Kirchen, die mit einem speziellen kulturellen Angebot Menschen aus ganz verschiedenen Stadtvierteln anziehen. Andere Gemeinden haben sich für ein bestimmtes Profil entschieden und machen z.B. eine stark diakonische Arbeit nicht nur für, sondern mit Menschen, die von Armut und Arbeitslosigkeit betroffen sind.

In Studierendengemeinden finden deutsche und ausländische Studierende Gemeinschaft und „Heimat auf Zeit“.

Es gibt noch zahlreiche weitere Beispiele.

Bei allem Reichtum des Gemeindelebens gibt es auch Kirchengemeinden, in denen Veränderungen schmerzhaft spürbar sind. Wo in den 60er und 70er Jahren wegen der hohen Zahlen evangelischer Kirchenmitglieder neue Gemeindehäuser gebaut wurden, stehen viele Gebäude heute oft leer und haben schwere bauliche Mängel.

Was passiert da, wo aufgrund von Finanznot, Mitgliederschwund und Pfarrermangel Gemeindehäuser und Kirchen verkauft werden müssen und Gemeinden fusionieren? Wie erleben Menschen auch unter veränderten Vorzeichen Gemeinschaft? Wie wird ehrenamtliches Engagement gefördert, und wie entsteht ein neues Gefühl von Beheimatung?

Damit verbunden ist die dritte zentrale Frage:

3. Was ist unser Kerngeschäft?

Was muss Kirche auf jeden Fall tun und leisten - und was nicht? Welche Angebote muss es in jeder Gemeinde geben, und wo können Aufgaben auch in Gemeindeverbänden oder Regionen übernommen werden? Weniger Geld, weniger Mitglieder und weniger berufliches Personal – diese Fakten schaffen die Notwendigkeit, ganz genau zu analysieren, was getan wird, mit welchem Aufwand und mit welchem (wie auch immer messbaren) Erfolg.

Wenn Sie verschiedene Gemeindeglieder und Pfarrerrinnen und Pfarrer fragen, was Kirche unbedingt tun muss, erhalten Sie viele verschiedene Antworten: mehr für Kinder und Jugendliche, mehr für Senioren, mehr für die Armen, mehr für die kulturell Interessierten, mehr für die ökumenischen Partner in Peru oder auf den Philippinen, mehr für die Umwelt. Die Liste ist endlos, denn die Möglichkeiten und die Beziehungen der Kirche sind so zahlreich.

Kirchengemeinden und Landeskirchen werden aber zukünftig Entscheidungen treffen müssen, wie sie Aufgaben gewichten und was beendet wird, wenn eine neue, vordringlichere Aufgabe hinzukommt.

Trotz allem bleibt die Beschreibung des Auftrags der Christinnen und Christen, wie ich sie zu Beginn aus der Bibel zitiert habe. Das führt zur vierten Frage:

4. Was ist unsere Mission?

Der Begriff Mission ist in den letzten 20 Jahren neu diskutiert und gefüllt worden. In der Theologie und in den Kirchenleitungen, aber auch in vielen Gemeinden gibt es ein neues

Seite 5

Verständnis dafür, dass es darum geht, Menschen zum Glauben und zum gemeinschaftlichen Leben in der Kirche einzuladen.

Viele Menschen suchen nach Sinn und nach Gott, fühlen sich aber aus verschiedenen Gründen nicht eingeladen, mehr als einmal in unsere Gottesdienste zu gehen oder an kirchlichen Angeboten teilzunehmen.

Die meisten Gemeinden nehmen sich selbst als einladend und „offen für alle“ wahr. Spätestens die Milieu-Untersuchungen aber haben gezeigt, dass viele evangelische Gemeinden sich mit ihren Angeboten und Gottesdiensten realistisch betrachtet nur an ganz bestimmte Altersstufen oder Bildungsschichten richten.

Also stellt sich die Frage: Sollen Menschen sich verändern, um zu der Kirche zu passen, wie sie bisher ist?

Oder kann und soll die Kirche sich verändern, damit z.B. auch alleinerziehende Mütter oder Väter, junge Erwachsene in der Ausbildung oder Jugendliche mit russland-deutschem Hintergrund sich in der Kirche einbringen und sich in ihr wohl fühlen können?

Meine Antwort darauf ist: Ja - die evangelische Kirche kann, darf und soll sich verändern, damit sie Menschen erreicht mit ihrer Kernbotschaft, dass Gott in Jesus Christus die Menschen liebt und Gemeinschaft mit ihnen will.

Im Reformprozess geht es für mich um die Verbindung von Tradition und Innovation in unserer Kirche. Es geht darum, das aktiv zu gestalten, was wir selbst gestalten können, aber andererseits das zu empfangen, was nur Gott uns schenken kann. Dabei hoffe ich, dass unser Vertrauen größer ist als die Angst, und dass das, was wir gewinnen können, stärker ist als das, was wir verlieren. Luther formulierte es einmal so: „Es ist kein Sein, sondern ein Werden. (...) Wir sind's noch nicht, wir werden's aber.“

ooooOoooo